

Melzer | Hermann | Sandfuchs
Schäfer | Schubarth | Daschner (Hrsg.)

Handbuch Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen



tematisch gegen eine bestimmte Person richtet – zu Mobbing entwickeln könnte. An diesem Punkt wäre das aufmerksame Auge eines Pädagogen wünschenswert. Krappmann und Oswald quantifizieren 20% der sanktionierten Normbrüche als Verletzung des „Selbst“, die der Degradierung des Attackierten und Aufwertung des Attackierenden dienen. „Wenn Kinder nach körperlichen Angriffen weinten, dann meist nicht wegen des körperlichen Schmerzes, sondern wegen der demonstrativen Demütigung. Fehlte diese, dann ertrugen sie wesentlich größere Schmerzen klaglos“ (Oswald 1999, 185). Hier könnte ein Indikator liegen, der genaueres Hinsehen und kritisches Abwägen auf dem Schulhof oder in der Klasse sinnvoll macht.

Aggression und Mobbing

Die Mehrheit der Schüler verabscheut Aggression und Gewalt als Mittel der täglichen Auseinandersetzung. Deshalb werden Individuen, die Aggression gegen andere Gruppemitglieder zeigen, abgelehnt. Das impliziert einerseits, dass mit zunehmendem Verständnis einvernehmlicher Normen (das darfst du nicht, das ist verboten, das ist gemein) nicht nur direkt, sondern auch stellvertretend sanktioniert wird. Andererseits reagieren Kinder auf die Verletzung geltender sozialer Normen durch Mitschüler mit zunehmendem Alter eher auch mit Antipathie.

Anders als bei Konflikten und Auseinandersetzungen, in die zwei oder eine klar begrenzte Anzahl Personen involviert sind, ist Mobbing funktionales Verhalten und zielt auf Dominanz in einem umfassenderen sozialen Kontext. Laut Mitschülerinformationen nehmen neun von zehn Schülern einer Klasse hierbei eine distinkte Rolle als Täter, Assistent oder Verstärker des Täters, als Verteidiger, Außenstehender oder als Opfer ein (Salmivalli, Lagerspetz, Björkqvist, Österman & Kaukiainen 1996; Schäfer & Korn 2004).

Nachweisbar ist Mobbing vorwiegend in formalen Gruppen (z. B. Schulklassen), die über längere Zeiträume täglich viele Stunden miteinander verbringen und wo Einzelne nur unter erheblichem Aufwand die Gruppe verlassen können. Wer hier sozialen Status erlangen und „cool“ dastehen will, muss z. B. durch die geschickte Auswahl eines geeigneten Opfers die Ablehnung der Peers (Aggression führt zu Ablehnung!) optimal minimieren. Das funktioniert gut, wenn man ein leicht zu diskreditierendes Kind als Opfer instrumentalisiert. In kalkulierter Erwartung der Gegenreaktion lassen sich diese Kinder gegenüber den Mitschülern leicht vorführen, das heißt, der Lächerlichkeit oder dem Spott preisgeben. Durch die – zu erwartende – inadäquate Reaktion des Opfers auf die aggressiven Attacken kann ein Täter/eine Täterin eine negative Einstellung der Mitschüler gegenüber dem Opfer forcieren. Strategisch verlangt das z. B. die Gegenaggression des Opfers zu provozieren, damit diese den Mitschülern als Normverstoß erscheint. Alternativ ist denkbar, dass das Opfer auf die aggressiven Attacken keine Reaktion zur Wiederherstellung der sozialen Norm (sich wehren) zeigt. Beides fördert die Ablehnung des Opfers durch die Mitschüler und senkt das Risiko der Ablehnung des Täters/der Täter.

Mobbing unterliegt altersabhängigen Determinanten: In Grundschulklassen erfahren die Täter die höchste Ablehnung, während Opfer und neutrale Kinder in gleichem Maße beliebt oder unbeliebt sind. Die Rollenstabilität ist für Täter mäßig und begleitet von häufigen Wechslen zwischen der Täter- und der Opferrolle. Deshalb ist fraglich, inwieweit man im Grundschulkontext schon von Mobbing sprechen kann, weil ein grundlegendes Kriterium, (nämlich die systematische, wiederholte Aggression gegen Schwächere über einen längeren Zeitraum von drei bis sechs Monaten) zumindest für die Opferrolle oft nicht erfüllt ist. Diese Skepsis darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass wenige stabile Fälle von Mobbing schon im Grundschulalter nachweisbar sind.

Gegen Ende der Grundschulzeit erlauben die soziokognitiven Fähigkeiten der Kinder, über Zweierbeziehungen hinaus, zunehmend komplexere soziale Netzwerke in ihrer Funktionsweise

zu erkennen und zu verstehen. Das unterstützt hierarchische Strukturen, die sozial schwache, schlecht integrierte Individuen als geeignete Opfer für einen sozialen Machtmissbrauch der Täter sichtbar machen. Geringere Prävalenzen, aber eine höhere Stabilität der Opferrolle legen nahe, dass Täter ihre Opfer gezielter auswählen und konsistenter attackieren, da diese – auf Grund der sozial schwachen Position – auf weniger Ausweichmöglichkeiten (z. B. eine andere Kleingruppe) und weniger Schutz zurückgreifen können.

Deshalb ist es wenig überraschend, dass – anders als im Grundschulalter – in der weiterführenden Schule den Opfern von Mobbing die meiste Ablehnung entgegengebracht wird, während sich nun die Täter im Ausmaß der Ablehnung von neutralen Kindern nicht mehr unterscheiden (Schäfer, Korn, Brodbeck, Wolke & Schulz 2005). In Konsequenz findet man bei Heranwachsenden die Umsetzung individueller Überzeugungen und Sympathien („Ich mag es nicht, wenn jemand angegriffen wird, der sich nicht wehren kann!“) durch die *geltenden* sozialen Normen in ihrer Peergroup beeinflusst („Die meisten in der Klasse finden es eher cool, wenn XY fertiggemacht macht wird, weil er/sie sowieso ein Streber/Weichei ist.“). Aggression führt also mit zunehmendem Alter dort zu mehr Akzeptanz, wo eine Manipulation der sozialen Normen des Kontextes gelingt oder modifizierte soziale Normen sogar eine Identifikationsgrundlage mit anderen Peers anbieten.

Aggression als Indikator für „schlechte Anpassung“?

Eine in den Befundmustern schon durchscheinende, aber innerhalb der psychologischen Forschung lange nicht thematisierte Perspektive auf aggressives Verhalten gewinnt in den letzten Jahren zunehmend an Aufmerksamkeit: Wenn Aggression in der Entwicklung der Lebewesen und insbesondere des Menschen immer wieder genügend Vorteile gebracht hat, um nicht den Selektionsmechanismen zum Opfer zu fallen – muss man dann nicht genauer analysieren, was Aggression zu einer positiven Anpassung macht? Und wie verträgt sich das mit der entwicklungspsychologischen Sicht, dass Aggression ein Indikator für negative Anpassung sei?

Um die Ankerpunkte dieser Diskussion zumindest anzureißen, muss man Individualinteressen sehr präzise von sozialen Interessen trennen:

So kann man – aus einer Entwicklungsperspektive betrachtet – in aggressiven Auseinandersetzungen soziale Fähigkeiten darüber erwerben, wann man am besten angreift, welche Art von Aggression wann am geeignetesten ist und wann man aufhören sollte (s. o.). Ebenso ist bekannt, dass die, die Mobbing initiieren, als Täter nur dann Erfolg haben, wenn sie die Fähigkeit besitzen,

- ihre Assistenten und Verstärker anzuführen,
- die Mobbingattacken räumlich und zeitlich so zu platzieren, dass sie nicht entdeckt werden und
- zu erkennen, wie sie das Opfer effektiv attackieren und bloßstellen können (Sutton, Smith & Swettenham 1999).

Auch aus einer soziologischen Perspektive kann man argumentieren, dass aggressives Verhalten mitunter die legitime Reaktion auf Unterdrückung ist oder die vernünftige Reaktion, wenn andere Wege keinerlei Hoffnung auf Erfolg anbieten (in einem sehr deprivierten Kontext) oder wenn es (z. B. in einer delinquenten Peergroup) Status verspricht. Smith (2004) argumentiert deshalb, dass in der Einschätzung von aggressivem Verhalten „sozial unerwünscht“ keinesfalls mit „sozial inkompetent“ gleichgesetzt werden darf, weil soziale Interessen nicht immer mit den Interessen des Individuums gleichgesetzt werden dürfen.

Interessant sind in diesem Kontext die Ergebnisse von Hawley (2003), die strategisches Verhalten zum Dominanzwerb bei 10 bis 14 jährigen Schulkindern untersucht hat. Definiert man

als Motiv das Abwägen zwischen den Zielen „miteinander auszukommen“ und „den anderen Voraus zu sein“, dann waren die Schüler, die aggressive Elemente und prosoziales Verhalten verknüpften (Bistrategen), in den Augen der Mitschüler nicht weniger populär als die, die nur prosoziale Verhaltensweisen zeigten – obwohl das aggressive und feindselige Verhalten der Bistrategen allen bekannt war. Als nicht aggressiv schätzten hingegen viele Lehrer die Schüler, die aggressive und prosoziale Elemente in ihrem Verhalten zeigen ein (obwohl laut Mitschüler- und Selbsturteil deren Aggressionsindex höher oder dem der ausschließlich aggressiven Strategen vergleichbar war). Beherrschen die Einen geschicktes Verbergen, oder leisten die Typisierungen, die Lehrer gegenüber Schülern vornehmen, einem „Übersehen“ aggressiver Verhaltensanteile Vorschub, wenn prosoziale Verhaltensanteile das Verhaltensrepertoire komplettieren?

Fazit

Sowohl für die immer wieder aufflammende bildungspolitische Debatte um aggressives Verhalten wie auch für die Ausbildung derer, die mit aggressivem Verhalten im Kindes- und Schulalter konfrontiert sind, lässt sich ableiten, dass der unidirektionale Blick auf das „aggressive“ Individuum außerordentlich fehleranfällig und oft falsch ist. Aggression ist in einer Vielzahl von Fällen funktional. Das bedeutet, dass die intendierte Wirkung aggressiven Verhaltens den Schlüssel für die Planung von effizienter Intervention oder direktem Eingreifen enthält.

Literatur

- Björkqvist, K., Lagerspetz, K.M.J. & Kaukiainen, A. (1992): Do girls manipulate and boys fight? *Aggressive Behavior*, 18, 117-127. – Crick, N.R. & Dodge, K.A. (1994): A review and reformulation of social information-processing mechanisms in children's social adjustment. *Psychological Bulletin*, 115, 74-101. – Crick, N.R. & Grotpeter, J.K. (1995): Relational aggression, gender, and social-psychological adjustment. *Child Development*, 66, 710-722. – Hawley, P.H. (2003): Prosocial and Coercive Configurations of Resource Control in Early Adolescence: A Case for the Well-Adapted Machiavellian. *Merrill-Palmer Quarterly*, 49 (3), 279-309. – Krappmann, L. & Oswald, H. (1995): Alltag der Schulkinder: Beobachtungen und Analysen von Interaktionen und Sozialbeziehungen. Weinheim. – Oswald, H. (1999): Jenseits der Grenze zur Gewalt. Sanktionen und raue Spiele. In: Schäfer, M. & Frey, D. (Hrsg.): *Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen*. Göttingen, 179-199. – Salmivalli, C., Lagerspetz, K.M.J., Björkqvist, K., Österman, K. & Kaukiainen, A. (1996): Mobbing as a group process: Participant roles and their relations to social status within the group. *Aggressive Behavior*, 22, 1-15. – Salmivalli C. & Kaukiainen, A. (2004): "Female aggression" revisited: Variable- and person-centered approaches to studying gender differences in different types of aggression, *Aggressive Behavior*, 30(2), 158-163. – Schäfer, M. & Korn, S. (2004): Mobbing als Gruppenphänomen, *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 36(1), 19-29. – Schäfer, M., Korn, S., Brodbeck, F.C., Wolke, D.F. & Schulz, F. (2005): Mobbing roles in changing contexts: The stability of victim and bully roles from primary and secondary school. *International Journal of Behavioral Development*, 29(4), 323-335. – Smith, P.K. (2004): Why has aggression been thought of as maladaptive? www.psych.ku.edu/hawley/Aggression_Adaptation/3_PKSmith%20SS.pdf. – Sutton, J. & Smith, P.K. (1999): Mobbing as a Group Process: An Adaptation of the Participant Role Approach. *Aggressive Behavior*, 25, 97-111. – Sutton, J., Smith, P.K. & Swettenham, J. (1999): Social cognition and mobbing: Social inadequacy or skilled manipulation? *British Journal of Developmental Psychology*, 17, 435-450.

2| Gewalt

Wolfgang Melzer und Wilfried Schubarth

„Gewalt“ ist ein interdisziplinär, vor allem in den Sozial- und Erziehungswissenschaften sowie in der Kriminologie, verwendeter Begriff, um dessen Definition und Abgrenzung gegenüber benachbarten Termini und Konzepten (z. B. Aggression, Devianz und Delinquenz, Kriminalität, siehe Kapitel 1.1) es seit jeher lebhaftes Kontroversen gibt. Um die sozialen Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen in ihren Lebenswelten wissenschaftlich analysieren zu können, bedarf es eines Begriffsverständnisses von Gewalt, das geeignet ist, alle „sozialschädlichen“ und „sozialabweichenden“ Verhaltensweisen mit in den Blick zu nehmen. Darunter wird ein als *Devianz* bezeichnetes Verhalten verstanden, das nicht den Normen und Rollenerwartungen der Gesellschaft insgesamt oder eines ihrer Teilsysteme (z. B. Familie, Schule, Beruf) entspricht. Sobald die Grenze zu strafrechtlich relevanten Handlungen überschritten ist, wird von *Delinquenz* gesprochen.

Ebenfalls weit verbreitete und mitunter uneinheitlich verwendete Begrifflichkeiten in diesem Forschungsfeld sind Aggression, Bullying, Mobbing und Gewalt. *Aggression* wird in der psychologisch orientierten Forschung eher als Kategorie verwendet, die den individuellen Antrieb und die entsprechenden Verarbeitungsmechanismen bezeichnet. In internationalen Studien wird der Begriff *Bullying* verwendet, wenn über Gewalt in der Schule geschrieben wird. Unter dem Einfluss der skandinavischen Forschung – und insbesondere von Dan Olweus (2002) – ist der Begriff *Mobbing* sehr verbreitet. Allen Begriffen gemeinsam ist das Vorhandensein einer vorsätzlichen physischen und/oder psychischen Schädigung anderer Personen bzw. einer Schädigung der Sachen dieser Personen. *Gewalt als Rahmenkonzept* drückt demgegenüber stärker die gesellschaftlichen Implikationen des individuellen Handelns aus und nimmt die Sozialisationskontexte mit in den Blick.

Begriffe sind Elemente von Theorien und folglich sind Begriffsdefinitionen im Kern auch ein Disput über erklärungskräftige Zugänge zu einem Forschungsfeld, in dem es sowohl um angemessenes individuelles Verhalten bzw. Fehlverhalten von Individuen als auch um die Kontextbedingungen geht, die zu diesem Ergebnis beigetragen haben (eine Übersicht der konkurrierenden theoretischen Ansätze findet sich bei Schubarth 2013). In historischer Perspektive lassen sich bei der Verwendung des Gewaltbegriffs Bedeutungsveränderungen beobachten, die mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen verbunden sind (vgl. auch die Beiträge von Hafenecker und Scherr).

1 Bedeutung des Gewaltbegriffs im Alltag

Gewalt hat in der Alltagssprache heutzutage einen durchgängig negativen Bedeutungsgehalt, wenn sich dies auf individuell ausgeübte soziale Handlungsweisen und Phänomene bezieht, die als gesellschaftlich inopportun gelten (vgl. hierzu und zum Folgenden Melzer, Schubarth, Ehninger 2011). Historisch betrachtet besaß „Gewalt“ aber durchaus auch positive Bedeutungszuschreibungen (vgl. u. a. Gottschalch 1997, 14ff). Zudem haben Gewaltmedien und -handlungen, insbesondere für Heranwachsende, eine enorme Attraktivität. So gehört in einigen jugendlichen Subkulturen gewaltförmiges Verhalten als Initiationsritus und Medium der Gruppenkohäsion in den Peers zu den akzeptierten und idealisierten Verkehrsformen. Gewalthand-

lungen und die damit verbundenen Anerkennungsprozesse werden von den jungen „Tätern“ gerechtfertigt und tragen zu ihrer psychischen Stabilisierung bei, auch wenn dieses Handeln moralisch nicht zu rechtfertigen ist. Der Großteil der Kinder und Jugendlichen lehnt diese Taten den allgemeinen Normen entsprechend jedoch ab, manchen machen sie sogar Angst, die „Opfer“ treibt es in die Isolation (Melzer, Schubarth, Ehninger 2011, 103ff).

Dass auch in der Bevölkerung kein homogenes Begriffsverständnis von Gewalt vorliegt, stellt bereits die Gewaltkommission der Bundesregierung fest (vgl. Schwind 1990). In ihrer Expertise beziehen sich die Gutachter auf eine international vergleichende Untersuchung, in der zur Begriffsklärung ein empirisches Verfahren verwendet wurde (vgl. Osgood, Suci, Tannenbaum 1957), nach dem Gewalt von den Befragten als „nötig/unnötig“, „stark/schwach“, „schlecht/gut“, „hässlich/schön“, „aufregend/langweilig“, „links/rechts“, „unwirksam/wirksam“ und „gefährlich/ungefährlich“ bewertet werden sollte. Ein Hauptergebnis dieser Studie ist, dass der

„allgemein-gesellschaftliche Begriff von Gewalt in den untersuchten westlichen Demokratien (...) umfassend negativ etikettiert (ist) (...). Bezüglich des Paares ‚stark-schwach‘ ergeben sich eindeutige Unterschiede zwischen den romanisch-südeuropäischen Ländern sowie Luxemburg einerseits und den anderen Ländern (einschließlich der Bundesrepublik) andererseits insofern, als in der erstgenannten Ländergruppe Gewalt signifikant mehr als ‚stark‘ erlebt wird. Es fällt schwer, hier nicht an kulturspezifische Besonderheiten (Machismo) zu denken. Bemerkenswert ist das Ergebnis, daß in der Bundesrepublik mehr als in (jedem) anderen EG-Land Gewalt als aufregend gilt; gleiches trifft übrigens auch für die Einschätzung der Wirksamkeit zu. (...) Gewalt entspricht in seiner situativen Einbettung offenbar in weiten Bereichen geltenden Aufmerksamkeitsregeln und Handlungslogiken unserer Gesellschaft; dabei besitzt in der Bundesrepublik offenbar die Vorstellung, Gewalt sei wirksam und man könne mit ihr einiges erreichen, ein überdurchschnittlich großes Gewicht“ (Schwind 1990, 44).

Dagegen hat „Gewalt“ in Bezug auf die Einschätzung der staatlichen Verfassung eine im Prinzip positive Grundbedeutung und wird dementsprechend wahrgenommen. Dies bezieht sich z. B. auf die „staatliche Gewalt“ mit ihrer Schutzfunktion im Hinblick auf die Menschenwürde (Art. 1 Grundgesetz). Ebenso ist der Verfassungsgrundsatz der Gewaltenteilung als Garant der Demokratie anerkannt. Beim Terminus „Gewaltverhältnis“, der das Rechtsverhältnis des Einzelnen zum Staat bezeichnet, lässt sich ein Bedeutungswandel ablesen: Angesichts der Tatsache, dass staatliche Einrichtungen, wie Verwaltung, Schule, Kinder- und Jugendhilfe u. a., heute immer häufiger als Dienstleistung für den Bürger begriffen werden, wirkt dieser Begriff ziemlich anachronistisch. In Bezug auf das Rechtsverhältnis von Eltern und Kindern ist eine ähnliche Entwicklung feststellbar: So wurde bereits Ende der 1970er Jahre der Begriff der elterlichen Gewalt durch den der elterlichen Sorge ersetzt und bei der Novellierung des Kindschaftsrechtes von 1997 ein Verbot der Misshandlung von Kindern durch Erziehungsberechtigte explizit in den Gesetzestext aufgenommen. Danach sind entwürdigende Erziehungsmaßnahmen, insbesondere körperliche und seelische Misshandlungen, ausdrücklich für unzulässig erklärt.

An diesem Bedeutungswandel lässt sich der Einfluss gesellschaftlicher Transformations- und Zivilisationsprozesse auf die Bewertungsstruktur der Individuen (und umgekehrt) ablesen:

„Wurden einstmals direkte körperliche Angriffe geächtet, so heute die in früheren Zeiten wenig wahrgenommenen Formen psychischer Verletzung oder von Gewalt in der Ehe. Der früher vielfach als ‚normal‘ geltende Stockhieb eines Lehrers in der Schule ist heute in westlichen Demokratien weitgehend verschwunden. Hier wurde das Gewalttabu also aufgrund von Sensibilisierungs-, Emanzipations- und Gleichberechtigungsprozessen (...) auf Tatbestände ausgeweitet, die früher nicht als Gewalt galten“ (Imbusch 2002, 51).